



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

R., H.: Die Emser Legende

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

lichen Charakter angenommen. Wird der Auswurf jetzt mikroskopisch untersucht, so zeigt sich, daß er die Krankheitserreger, die Bazillen in reichlichem Maße enthält. Woher aber dieser plötzliche Wechsel in den Krankheitserscheinungen? Daher, daß die durch die Ansiedlung der Bazillen anfangs wenig, später mehr veränderte Schleimhaut endlich anfängt, die durch den Stoffwechsel der Bazillen erzeugten Gifte, die früher durch die Flimmerbewegung der Schleimhautzellen oder durch Husten aus der Lunge entfernt oder in noch zu geringer Menge erzeugt wurden, um überhaupt wahrnehmbare Krankheits-symptome zu verursachen, nunmehr aufzusaugen und durch die feinsten Blut- und Lymphgefäße in den Kreislauf und in sämtliche Organe des Körpers einzuführen. Damit ist die früher rein örtliche Krankheit zu einer allgemeinen geworden, und ihre Gefahr sowie ihre verderbliche Wirkung auf den ganzen Körper außerordentlich gewachsen. Der Kranke befindet sich jetzt in einer doppelt unglücklichen Lage: die Stoffwechselprodukte der Bazillen vergiften seine Säfte und schwächen die Widerstandskraft seiner Gewebe gegen die Angriffe der Bazillen; diese entwickeln sich rascher, zahlreicher und kräftiger, zerstören immer mehr gesundes Gewebe und erzeugen dadurch ihrerseits immer größere Mengen von Gift, das seinerseits wieder in den Organismus aufgenommen dessen Lebensenergie immer mehr herabsetzt.

(Schluß folgt)



## Die Emser Legende



enn Bebel immer wieder (noch am 10. Dezember 1895) die Meinung vertritt: die wahre Emser Depesche war der Friede, die gefälschte Depesche der Krieg, und wenn man in den Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland (116, 4) wieder einmal die ruchlose „Fälschung“ der Emser Depesche an den Pranger gestellt findet, so ist man geneigt, diese Dinge auf sich beruhen zu lassen, weil man sich sagt: Mögen auch mit Bebel Millionen diese Auffassung für wahr halten, mag auch die genannte Zeitschrift die verhältnismäßig am wissenschaftlichsten gehaltne ultramontane Zeitschrift sein, sie wollen eben doch in diesem Falle die Wahrheit nicht sehen, und da ist ihnen nicht zu helfen.

So einfach aber ist die Sache doch nicht. Wer die landläufige Darstellung der Zeitungen und Schulbücher im Sinne hat und das köstliche Lied „König Wilhelm saß ganz heiter“ für buchstäbliche Wahrheit hält, der würde arg in

die Klemme geraten, wenn er mit einem Sozialdemokraten ins Gespräch käme, er würde dessen Argumente nicht so ohne weiteres, gewissermaßen aus dem Handgelenk, besiegen können. Denn wir müssen uns klar machen, daß die landläufige Erzählung zum Teil wirklich eine Legende ist. Müssen wir deshalb erschrecken? Ist jede Legende ohne weiteres eine geschichtliche Unwahrheit?

Auf diese Frage hat Adolf Harnack einmal eine treffende Antwort gegeben. Er sagt: Es giebt zwei Arten der Geschichte. Erstens die Geschichte der Thatfachen. Die Thatfache selbst ist brutal und stumm. Sie trifft aber nicht auf Holz und Stein, sondern auf den menschlichen Geist, und dieser nimmt sofort Stellung zu den Thatfachen, er beurteilt sie; und oft genug ist die Beurteilung der Thatfachen für die Weltgeschichte wichtiger geworden als die Thatfachen selbst. Diese Beurteilung der Geschichte nun in der Form der Geschichtserzählung ist die Legende. Wir alle leben täglich inmitten der Legende und helfen sie neu schaffen. Man kann die Legende der Schlingpflanze vergleichen, die überall aufwächst, wo Geschichte aufwächst. Sie umklammert die Thatfache ebenso wie die Person. Ein Stamm nach dem andern im Walde wird ausgefogen und verdorrt; die natürliche Mannichfaltigkeit der verschiedenen Bäume stellt sich dem Beschauer nicht mehr dar; schließlich erscheint überall das einförmige Laub der Schlingpflanze.

Ist denn nun jede Beurteilung der Geschichte etwas bedenkliches? Nein, denn wo blieben sonst die großen Geschichtschreiber aller Völker! Wer von ihnen hat denn wirklich sine ira et studio geschrieben? Niemand hat diese Forderung weniger erfüllt als ihr Urheber. Darauf kommt es an, ob der Beurteiler Treitschke oder Janßen heißt; denn die echte Legende ist in der Weltgeschichte die Wahrheit, und die falsche Legende ist die Lüge. Die echte Legende sollen wir ruhig weiter hochhalten, selbst wenn sich nicht erweisen läßt, daß sich alles genau so zugetragen hat, oder gar daß es sich anders verhalten hat. Luther hat nach dem Teufel schwerlich mit dem Tintenfaß geworfen, und doch ist in dieser populären Form unübertrefflich zusammengefaßt, was Konrad Ferdinand Meyer so ausspricht:

Er trug den Kampf in breiter Brust verhüllt,  
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt.  
Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet:  
Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht!

Gustav Adolf hat schwedische Politik getrieben und Deutschland Länder rauben wollen. Aber Gustav Adolf rettete den Protestantismus, wenn er auch Deutschland zerfleischen half, die Rettung des Protestantismus aber war mittelbar auch die Rettung Deutschlands, ja die einzige Rettung; denn ein spanisch-habsburgisch-jesuitisches Deutschland wäre kein Deutschland mehr gewesen. So kann man mit gutem Gewissen die Legende fortpflanzen, daß Gustav Adolf ein deutscher Held gewesen sei. Auf dem herrlichen Magdeburger Kriegerdenkmal

hat Hundrieser König Wilhelm dargestellt, umgeben von seinen Helden. Das Heer ist verkörpert durch zwei Soldaten, die ihm französische Adler zu Füßen legen. Ludwig von Baiern reicht dem König auf einem Kissen die Kaiserkrone. Hat der Künstler unrecht gehandelt, weil der König von Baiern gar nicht in Versailles gewesen ist und nur mit Mühe zu dem bekannten Briefe zu bewegen war? Wir brauchen kein Wort darüber zu verlieren: jeder fühlt, daß der Künstler von höherm Standpunkt aus ganz wahrhaft gewesen ist, obwohl der Hergang geschichtlich betrachtet ein anderer war. Wir könnten die Beispiele ins unendliche häufen, aber wir denken: das Prinzip ist klar. Und wenn wir schon nach einer wahren Legende lechzen, um uns eine Person menschlich recht nahe zu bringen, um wie viel mehr bedürfen wir (und nun gar das Volk!) einer solchen Geschichtsbeurteilung, wenn es sich um leblose Thatfachen oder um Abstrakta handelt! Damit denken wir den zweiten Teil unsrer Frage schon beantwortet zu haben: wir heißen jede Legende willkommen, sobald sie eine echte ist, d. h. sobald sie, wie Goethe sagt, die Wahrheit giebt im Schleier der Dichtung.

Wie weit besteht denn nun die verbreitete Darstellung der Vorgänge in Ems vor der Lupe des Forschers? Wir können uns dabei im wesentlichen an einen Aufsatz von Hans Delbrück anschließen, der unter dem Titel „Das Geheimnis der Napoleonischen Politik im Jahre 1870“ im Oktoberheft 1895 der Preussischen Jahrbücher erschienen ist.

Als die französische Regierung bei der preussischen wegen der Hohenzollernkandidatur anklopfte, erhielt sie die Antwort, das gehe die Berliner Regierung nichts an, das sei Privatsache der süddeutschen Hohenzollernfürsten. Aber Gramont schickte Benedetti nach Ems zu dem Chef des Hauses, zu König Wilhelm. Der König antwortete ebenfalls, sein Gouvernement habe damit nichts zu thun, und schob die Entscheidung ausschließlich dem Fürsten Anton (dem Vater) zu. Er konnte sich aber doch nicht entschließen, zu sagen, in dieser Sache habe er dem Erbprinzen nichts zu befehlen. Durch das vor einem Jahre veröffentlichte Tagebuch des Königs Karol von Rumänien ist unumstößlich erwiesen, daß die Kandidatur des Prinzen Leopold mit allen Mitteln von Bismarck betrieben worden ist. Allerdings wurde die Angelegenheit in den Mantel einer „reinen Familiensache“ gehüllt. Aber diese von Bismarck klug ersonnene Deckung war doch mehr künstlich, formalistisch, wenn sie auch vorher nach juristischem Beirat so festgelegt war. Deshalb ließ sich der König doch auf Verhandlungen mit Benedetti ein und sprach schließlich seine Zustimmung zu der Zurückziehung der Kandidatur aus. Durch diese Ehrlichkeit erhielt die Angelegenheit für die preussische Politik eine höchst gefährliche Wendung, denn der Name des Königs war nun doch mit hineingezogen worden, und so sah es aus, als ob Preußen und nicht Hohenzollern und Spanien vor den französischen Drohungen zurückweiche. Bismarck war außer sich und wollte den Abschied nehmen.

Dieser große Triumph aber genügte den Franzosen nicht. Denn nun erklärte Gramont dem deutschen Botschafter, Herrn von Werther: der Verzicht sei Nebensache, es komme darauf an, die Verstimmung, die aus dem preussischen Verfahren entstanden sei, wieder zu beseitigen, sie verlangten noch eine Sühne.

Bei Sybel\*) ist es nun bloß die französische Eitelkeit und die Narrheit Gramonts, die den kranken Kaiser zu den neuen Forderungen treiben. Wenn man aber erfährt, daß Napoleon keineswegs bloß willenlos nachgab, sondern dem Herzog einige Stunden, nachdem sie beide konferirt hatten, eine eingehende schriftliche Instruktion schickte, worin der ganze neue diplomatische Feldzugsplan vorgeschrieben war, mit der Forderung, König Wilhelm solle sich verpflichten, „auch in Zukunft“ zu einer etwaigen Wiederaufnahme der Kandidatur seine Einwilligung zu versagen, so hat sich der Kaiser offenbar nicht bloß mitschleppen lassen, sondern war vollkommen Herr seiner Entschlüsse. Er beging den Fehler, daß er den „dynastischen“ Kriegsgrund, die Hohenzollernkandidatur, immer noch für brauchbar hielt, als dieser längst verbraucht war. Napoleon glaubte auch Österreichs im Grunde sicher zu sein, wenn auch der formelle Bündnisvertrag noch nicht fertig war. Denn aus den Veröffentlichungen des Generals Sarras\*\*) und des Vertrauten Napoleons, des Generals Lebrun,\*\*\*) wissen wir, daß ein regelrechter Kriegsplan zwischen Frankreich und Österreich-Italien festgestellt worden ist, daß aber der Erzherzog Albrecht den Spätherbst, besser noch den Frühling 1871 für den Zeitpunkt zum Losschlagen angefaßt wissen wollte. Die französische Regierung forderte 1870 Österreich sogar auf, Truppen in Böhmen zusammenzuziehen. Beust, dem sehr viel daran lag, daß Preußen nicht als der angegriffene Teil erscheine, mißbilligte nur das beleidigende Auftreten Gramonts gegen Preußen, verwarf jedoch keineswegs das Bündnis gegen Preußen an sich, und thatsächlich fing die österreichische Armee an mobil zu machen; die Delegationen haben dafür nachher zwanzig Millionen Gulden bewilligen müssen! Dabei wollte sich Beust jetzt natürlich nicht formell binden, da er bisher nicht gebunden war, es konnte doch schließlich im Kampfe auch anders kommen, als er und Frankreich sich dachten.

Was wäre nun geschehen, wenn die beiden neuen französischen Forderungen (1. „für alle Zukunft,“ 2. der Entschuldigungsbrief) nicht gestellt worden wären? Sybel, der das große Bündnis gegen Preußen (er schrieb ja vor Lebruns Veröffentlichung) für ein Hirngespinnst erklärt, glaubt, dann wäre der Krieg überhaupt unterblieben; denn Napoleon, Beust und Bismarck seien

\*) Im siebenten Bande seiner Begründung des deutschen Reiches, sowie in den beiden Ergänzungen: Die Phantasien des Herzogs von Gramont (Zukunft vom 6. April 1895) und Neue Mitteilungen zur Begründung des deutschen Reiches (Sonderabdruck aus der Historischen Zeitschrift, 1895).

\*\*) Revue des deux mondes, 1892.

\*\*\*) Souvenirs militaires 1866—70. Préliminaires de la guerre. Mission en Belgique et à Vienne. Paris, E. Dentu, 1895.

durchaus gegen den Krieg gewesen. Aber nach dem, was wir heute wissen, wäre der Krieg im September doch ausgebrochen, oder spätestens im nächsten Frühjahr. Wir können das jetzt beweisen; geahnt haben es ja schon seit 1870 sehr viele.

Wie ist es nun gekommen, daß der Krieg nicht im Herbst, sondern im Hochsommer ausbrach, also zu einer Zeit, wo uns die Russen noch den Rücken decken, nämlich auf ihren Landwegen noch marschieren konnten?

Wir müssen zunächst nach Ems zurückkehren. Dort mußte Benedetti am 13. Juli wiederholt versuchen, den König Wilhelm zu dem Zugeständnis zu bewegen, daß er auch „für alle Zukunft“ seine Einwilligung verweigern werde, wenn die Hohenzollern je wieder auf die Kandidatur zurückkommen sollten. Diese Zumutung wurde jedesmal abgelehnt, ebenso die noch tollere, einen Entschuldigungsbrief an Napoleon zu schreiben. Aber alles geschah in durchaus höflichen Formen; ja am Abend, unmittelbar vor seiner Abreise, hat der König den Botschafter noch auf dem Bahnhof zu einer kurzen Abschiedsaudienz empfangen. Benedetti versichert in seinen Büchern, es habe in Ems keinen Beleidiger und keinen Beleidigten gegeben; und als ihm die Emser Depesche bekannt wurde, telegraphirte er nur an Grammont, die Sache sei richtig, er habe aber mit niemand darüber gesprochen, die Veröffentlichung sei also nicht von ihm ausgegangen.

Viele Leser, die die geschichtlichen Einzelschriften nicht verfolgt haben, werden fragen: Aber der Denkstein auf der Emser Promenade? Und jene Worte des Volksliedes?: „Sagte gar nichts weiter, sondern | Wandte sich so, daß bewundern, | Sener seinen Rücken kann.“ Ist denn das alles ungeschichtlich? Allerdings. König Wilhelm ist also von Benedetti nicht persönlich beleidigt worden? Nein. Wir Deutschen haben also kein Recht, uns durch die Emser Vorgänge gekränkt zu fühlen? Das haben wir nicht gesagt. Es gab allerdings einen Beleidiger und einen Beleidigten in Ems. Das waren das französische und das deutsche Volk. Durch die unverbrüchlichen gesellschaftlichen Formen, in denen so hohe Herren mit einander verkehren müssen, war der Schimpf, den man Deutschland angethan hatte, verdeckt worden, ja die diplomatischen Formen haben die Sachlage geradezu gefälscht!

Es gereicht König Wilhelm zum höchsten Ruhme (und wenige Menschen werden ihm das nachmachen, wenn sie Händel bekommen), daß er seine Ruhe bewahrt und die Form nicht verletzt hat, obwohl er über die Zumutungen sehr entrüstet war. Aber sein Minister hat durch Schärfung jener Emser Depesche den Fehler der höflichen Formen wieder korrigirt. Bismarck hat die höflichen Formen, die die Herausforderung der französischen Nation an die deutsche verhüllten, mit einem Ruck hinweggerissen und nackt und groß das ungeheure Bild der Wahrheit aller Welt vor Augen gestellt. Wohlgermerkt, das Bild der Wahrheit. Denn die Erzählung, daß König Wilhelm Herrn Benedetti den Rücken gewandt habe, ist eben auch nur eine Legende, glücklicherweise eine echte

Legende. Wir dürfen das Lied ruhig weiter fingen und an dem Denkstein stehend uns dem ernstesten Nachdenken über einen entscheidenden Tag der Weltgeschichte hingeben. Nur der kleinere Teil der Menschheit ist imstande, abstrakt zu denken. Das Volk will Anschauung, womöglich die stärkste der Anschauungen, die Personifikation, das Ereignis. Was ist ihm ein Begriff, wie „Vorrang“ einer Nation vor der andern? General Jarras hat so treffend wie naiv ausgesprochen, was die Franzosen empfanden: 1866 war für uns Franzosen eine Niederlage, „denn wir konnten uns in unsrer Stellung als die große Nation nicht verkleinern lassen.“ Diese Stellung Frankreichs kennzeichnet Sybel am Schluß seines siebenten Bandes der „Begründung“ vortrefflich mit folgenden Worten: „Während 1866 Österreich und Preußen wesentlich denselben Kampfpreis zu gewinnen strebten, die leitende Stellung im deutschen Bunde, hatten 1870 Frankreich und Deutschland völlig verschiedene Ziele: Frankreich die Bewahrung der bisher geübten europäischen Hegemonie, kraft deren es in Spanien die freie Königswahl verbot, Italien den Eintritt in seine nationale Hauptstadt verwehrte, dem deutschen Volke die Vollendung seiner Bundesreform bestritt, Holland wegen Luxemburg, Belgien wegen des Eisenbahnkaufs bedrohte und selbst der Schweiz ungnädige Mienen wegen des Gotthardtunnels zeigte. Dagegen lebte in Deutschland kein Gedanke an herrschenden Einfluß auf andre Nationen: das Volk hatte in patriotischem Zorne zum Schwerte gegriffen, um die seit Jahrhunderten erduldeten fremde Einmischung in deutsche Angelegenheiten von Grund aus zunichte zu machen und die Unabhängigkeit und Einheit des Vaterlandes, hoffentlich für alle Zeiten, zu sichern. Frankreich ging für eine alte Ehrenstellung, Deutschland für sein junges Dasein in den Kampf.“

Gewiß ist nur wenigen unsrer Leser Liebknechts Broschüre: „Die Emser Depeſche, oder wie Kriege gemacht werden“ unter die Augen gekommen. Ich habe sie gelesen, weil ich gern wissen wollte, was ein so großer Prozentſatz unsers Volkes für eine Ansicht über diese Vorgänge hat; denn was ein Führer schreibt, wird ja von Hunderttausenden von Genossen als Evangelium betrachtet. Zudem hat ja Bismarck selber auf die Schrift angespielt. Ich war erstaunt, wie unglaublich sich ein studirter Mann, was Liebknecht doch ist, verrennen kann. Alles mögliche ist durch einander gemengt. Unbefangenheit hatte ich ja nicht erwartet, aber da ich den überwiegenden Eindruck habe, daß Liebknecht glaubt, was er sagt, so war die Empfindung für mich niederdrückend, daß ein Mann, der doch sonst nicht auf den Kopf gefallen ist, gar nicht merkt, daß er eine grell rot gefärbte Brille auf der Nase trägt, und Scheuklappen auf beiden Seiten seines Gesichts das Eindringen klaren Sonnenlichts völlig verhindern. Denn thatſächlich ist seine Schrift von Anfang bis zu Ende eine „falsche Legende,“ mithin eine große Lüge. Die Lüge besteht in der Gruppierung und schiefen Beurteilung, nicht in der Verschweigung von Thatſachen. Die Urkunden und Parlamentsverhandlungen sind alle wörtlich abgedruckt, und insofern sind die dreißig Pfennige des Käufers nicht gänzlich hinausgeworfen. „Die Historie

und die historisch-kritische Methode ist eine viel zu schwierige Kunst, als daß auch grobe Fehler in ihrer Ausübung sofort in die Augen fielen," sagt einmal ein bedeutender Geschichtsforscher in Bezug auf Janssen. Bei Liebknecht aber liegt die Sache so, daß es jedem unsrer Leser nicht schwer fallen würde, den Mißbrauch der Urkunden zu sehen. Das Ergebnis freilich, zu dem Felix Dahn in seiner Festschrift zum 1. April 1895 kommt, können wir uns nicht zu eigen machen. Er findet, die Bismarckischen Streichungen hätten nur Milderungen des Textes bewirkt. So oft auch die beiden Depeschen schon gedruckt sind: die Sache ist zu wichtig. Wir bitten um eine nochmalige Prüfung in voller Ruhe. Die Urkunden lauten:

Im Original: Ems, den 13. Juli 1870. Seine Majestät der König schreibt mir: „Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisieren, sofort zu telegraphieren, daß ich für alle Zukunft darauf verzichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt, etwas ernst, zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte, und da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei als ich, er wohl einsehe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei.“

Se. Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten bekommen. Da Se. Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchstderselbe, mit Rücksicht auf die obige Zumutung, auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch einen Adjutanten sagen zu lassen, daß Se. Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe.

Se. Majestät stellt Eurer Exzellenz anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unserm Gesandten, als in der Presse mitgeteilt werden soll. gez. Abeken.

In Bismarcks Kürzung: Ems, 13. Juli 1870. Nachdem die Nachrichten von der Entfugung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphire, daß Se. Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkommen sollten. Se. Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe.

Wer kann dem zustimmen, daß hier nur Milderungen vorlägen? Wir weisen nur auf das eine hin, daß in Bismarcks Fassung der Schlußsatz „... darauf abgelehnt ... nichts weiter mitzuteilen habe ...“ sich auf etwas ganz andres bezieht, als in der Originaldepesche.\*)

\*) Vgl. auch Konstantin Köhlers Besprechung von Band 6 und 7 des Sybelschen Werkes in den Preussischen Jahrbüchern 1895, Januar, Seite 129.

Nein, eine Schärfung ist unzweifelhaft vorhanden, sie liegt vor allem im Tone. War aber deshalb wirklich, wie Liebknecht sagt, „die echte Emser Depesche der Friede, und die Bismarcksche Kürzung der Krieg“? Nein! Weder nach Benedettis Auffassung ist der Krieg durch die Veröffentlichung der Depesche notwendig geworden, noch nach der Meinung des französischen Minister-rats, der am 14. Juli stattfand und fast den ganzen Tag dauerte. Denn die Emser Depesche war längst bekannt, als um 6 Uhr abends die Mobil-machung der französischen Armee rückgängig gemacht wurde. Allerdings ein Anruf war die Depesche: nehmt euch in Acht! Bismarck hielt ihnen gewisser-maßen den Degen hin: seid ihr toll genug, euch darauf festzurennen, nur zu; ich fürchte mich nicht, sondern stoße euch dann den Degen bis ans Heft in die Brust. Aber den Degen gezogen hat nicht er zuerst, sondern die Franzosen, und zugestoßen hat er auch nicht, sondern sie ramnten in den Degen hinein.

Was hat sie nun so toll gemacht? Offenbar die Angst, daß der ange-fangne Handel doch am Ende nicht in eine Demütigung Preußens auslaufen werde. Wie man es anfängt, Krieg zu vermeiden, wenn man will, das hat Bismarck in dem Karolinenstreit gezeigt. Als der Madrider Pöbel das Schild vom deutschen Botschaftshotel abgerissen und unter die Füße getreten hatte, erklärte Bismarck: „Um einer Sachbeschädigung willen führen zwei große Nationen nicht Krieg mit einander.“ Frankreich aber konnte sich 1870 nicht entschließen, wieder gut zu machen, was es Preußen angethan hatte.

Große Wichtigkeit legt Duden und ihm folgend Delbrück dem Gespräch Bismarcks mit dem englischen Botschafter Lord Loftus bei. Die Bedeutung dieses Gesprächs wollen auch wir nicht verkennen, sie liegt aber doch nur darin, daß die Franzosen noch deutlicher merkten, die Preußen würden sich eine Demütigung nicht gefallen lassen. Aber den Krieg unvermeidlich gemacht hat auch dies Gespräch keineswegs. Lord Loftus gratulierte dem Grafen Bismarck, daß die Krisis (mit dem Verzicht des Erbprinzen) zu Ende sei. Bismarck antwortete, daß er das bezweifle, er habe Nachricht, daß sich die Franzosen mit der Lösung dieser Frage (dem Verzicht des Prinzen von Hohen-zollern) nicht zufrieden gäben. Frankreich müsse den europäischen Mächten eine amtliche Erklärung geben, daß es die Lösung der spanischen Frage als ausreichend anerkenne. Ferner sei in dieser Erklärung die drohende Sprache Gramonts (Kammer Sitzung vom 6. Juli) zurückzuziehen oder zu erläutern. Geschehe das nicht, dann sei offenbar der Lärm über die spanische Thronfolge nur ein Vorwand gewesen.

Dieser Bericht ist es höchst wahrscheinlich gewesen, der am 14. Juli nachts um 11 Uhr den französischen Ministerrat zum Kriegsbeschluß veranlaßt hat. Aber diese Folgerung zogen eben nur die Franzosen aus dem Gespräch. Ganz objektiv betrachtet, folgte daraus durchaus nicht die Notwendigkeit, in den Krieg zu gehen; denn die verlangten Bürgschaften waren so maßvoll, daß eine Re-gierung, die den Frieden wirklich wollte, sie recht gut hätte geben können.

Allerdings mußte die französische Regierung den Schritt zurückthun, den Gramont mit seinem Säbelkrasseln vom 6. Juli in der Kammer vorwärts gethan hatte. Und mit einer Niederlage Preußens schloß dann die Sache allerdings nicht ab.

Vor Europa stand Bismarck vollkommen gerechtfertigt da, weil er nicht mehr verlangte, als ein Staat mit seiner Ehre vereinigen kann. Eine andre Frage war, ob sich die Franzosen zu diesem Schritt würden entschließen können; und das war nicht der Fall. Man „konnte,“ das heißt man „wollte“ sich seine Stellung als die große Nation nicht verkleinern lassen.

So log man denn, das namenlose Extrablatt der Norddeutschen Zeitung (die Emser Depesche) sei eine „amtliche“ Note; man log ferner, Benedetti sei persönlich beleidigt worden, und so stürzte sich die „große Nation“ in die Flut des Verderbens.

Einen Beweis, daß die Redigirung der Emser Depesche keine Milderung, sondern eine Schärfung bedeutete, haben wir übrigens noch zurückbehalten, nämlich Bismarcks eignen Hinweis auf Moltkes Scherz: „Vorhin wars Chamade, jetzt ists Fanfare.“ Ganz so arg war es ja nicht, aber jeder Witz übertreibt, sonst wirkt er nicht. Cum grano, cum grano! ruft Wischer in seinem unübertroffenen „Auch einer“ der Menschheit zu, die sich immer an den Buchstaben klammert. Auch Bismarcks Äußerung ist nicht buchstäblich zu nehmen, wenn er erzählt (nach Maximilian Harden): „Es ist so leicht, ohne Fälschung, nur durch Weglassungen und Striche, den Sinn einer Rede vollkommen zu ändern. Ich habe mich selbst einmal in diesem Fache versucht, als Redakteur der Emser Depesche, mit der die Sozialdemokraten seit zwanzig Jahren krebsen gehen.“ Auch hier müssen wir sagen: Cum grano! Denn „vollkommen geändert“ ist der Sinn nicht, es liegt nur eine Schärfung vor.

Mit dieser Äußerung Bismarcks aber wollen wir schließen. Beweist sie nicht besser als lange Abhandlungen, daß der Mann, der ohne jede äußere Veranlassung im Gespräch mit einem beliebigen Menschen diese Worte hinwirft, keinerlei böses Gewissen hat in dem Gedanken an die Redigirung der Depesche, sondern daß er mit vollkommenster Gemütsruhe an sie zurückdenkt?\*)

Elberfeld

H. R.

\*) Während des Druckes geht uns ein Aufsatz Konstantin Rößlers in der Post vom 22. und 25. Dezember 1895 zu: Die vorbereitenden Ereignisse des Krieges von 1870. Rößler ist in der Hauptsache mit Delbrück einig (er hält also Sybels Auffassung in den entscheidendsten Punkten für irrig). Betreffs des äußern Anstoßes zur Kriegserklärung führt Rößler die Erörterung einen Schritt weiter, indem er geradezu eine „österreichische Mitteilung an Napoleon“ für wahrscheinlich hält. Sein Schlußsatz lautet: „Ich will nicht unterlassen, zu bemerken, daß mir Delbrücks Vermutung sehr scharfsinnig und wahrscheinlich vorkommt, daß, als man in Paris vor dem Kriege stand, ohne ihn erklärt zu haben, wo man also noch einen gewissen Aufschub gewinnen konnte, der Ausschlag gegeben worden ist nicht durch die angebliche Fälschung der Emser Depesche, sondern durch eine österreichische Mitteilung, daß, wenn der Kaiser Napoleon, den vermeintlichen Vorprung seiner Mobilmachung nuzend, jetzt bis in die Mitte Deutschlands vordränge, Osterreich ihm nach einer durch die Erfordernisse der österreichischen Mobilmachung bemessenen Frist zu Hilfe kommen werde.“